

Simone Winko

Textualitätsannahmen und die Analyse literarischer Texte

Abstract

This article analyses genre-specific methods of textual analysis that are considered to be elementary and 'close' to the surface level of literary texts. It focuses on two questions: How do these methods explicitly and implicitly make use of the concept of textuality? And what kind of knowledge do they presuppose? A linguistic model of textuality is taken as the frame of this analysis. The article argues for the utilization of linguistic concepts in literary studies, both in theory and practice. At the same time it is assumed that historical and genre-oriented studies of literary texts focussing on the prerequisites of textuality will contribute to a differentiated view of a prototypical concept of textuality.

1. Zielsetzung
2. Begrifflichkeit
3. ‚Textnahe‘ Verfahren in der Praxis
 - 3.1 Graphematischer Aspekt
 - 3.2 Phonetischer Aspekt
 - 3.3 Grammatisch-syntaktischer Aspekt
 - 3.4 Semantischer Aspekt
 - 3.5 Rhetorischer Aspekt
 - 3.6 Textualitätsmerkmal ‚Thema‘ und Textualitätsquellen
4. Fazit
5. Literatur

1. Zielsetzung

Der folgende Beitrag nimmt den Gedanken auf, dass ‚Text‘ und ‚Textualität‘ gemeinsame Konzepte der Linguistik und Literaturwissenschaft bilden. Ihre Explikation liegt gewissermaßen ‚vor‘ der Differenzierung in philologische Teilfächer, so dass die Konzepte eine Grundlage für linguistische und literaturwissenschaftliche Forschungen sein können (z.B. Hausendorf 2008, S. 322). So naheliegend diese Annahme ist, die Praxis sieht anders aus. Zwar ist ‚Textualität‘ in der Literaturwissenschaft für alle theoretischen Richtungen ein wichtiges Grundlagenkonzept, jedoch wird es selten überhaupt expliziert,¹ und es finden sich kaum Bezüge auf neuere textlinguistische Forschungen. Was einen Text ausmacht und unter welchen Bedingungen ein sprachliches Objekt als Text aufgefasst wird, scheint unproblematisch zu sein. Ein Grund dafür könnte zum einen

1 Einen anspruchsvollen Versuch, die kulturalistische Annahme von der universellen Textualität auf ein operationalisierbares Textmodell zu gründen, hat Moritz Baßler vorgelegt; grundlegend ist für ihn dabei die strukturalistische Unterscheidung von Syntagma und Paradigma; vgl. Baßler 2005, S. 65.

in der Verbreitung eines universellen Textbegriffs liegen (z.B. Kristeva 1967), der als geklärt gilt, was zur Folge hat, dass Textualität als unthematisierte Vorgabe literaturwissenschaftlicher Studien eingesetzt wird, zum anderen in der institutionellen Tatsache, dass die Literaturwissenschaft es überwiegend mit Objekten zu tun hat, die schon durch ihre Zuordnung zur Literatur bzw. zu einer literarischen Gattung als Texte ausgewiesen werden. Damit zusammenhängend könnte die fehlende Untersuchung der Textualität literarischer Gegenstände, drittens, durch die prinzipiell andere Ausrichtung literaturwissenschaftlicher Fragestellungen bedingt sein: In der Praxis geht es nur in Ausnahmefällen um die Klassifikation der Untersuchungsobjekte, d.h. die Frage, ob der vorliegende Text wirklich Literatur sei, wird kaum gestellt, noch seltener die Frage, ob und aus welchen Gründen es sich um einen Text handle. Literaturwissenschaftliche Studien zielen in aller Regel nicht auf den Nachweis generischer Merkmale, sondern vielmehr auf die Besonderheiten einzelner Texte. Unter dieser leitenden Fragerichtung kommen die Bedingungen für Textualität offenbar kaum in den Blick.

Mehr Aufwand wird dagegen in die Antwort auf die Frage investiert, was einen *literarischen* Text auszeichne. Die Frage zielt auf die *differentia specifica* einer Gruppe von Texten, eben den literarischen. Diese Differenzqualität wurde seit den 1980ern kaum noch in sprachlichen bzw. thematischen Besonderheiten literarischer Texte gesehen (so noch Koch 1981), sondern vor allem in besonderen Konventionen des Umgangs mit diesen Texten, also ihrer Rezeption und Verarbeitung (vgl. Meutsch 1987). Textlinguistische Forschungen spielten unter diesem Aspekt eine untergeordnete Rolle. Erst seit den späten 1990er Jahren wird Literarizität verstärkt als Produkt aus textuellen und Rezeptionsvorgaben aufgefasst, d.h. die sprachlichen Faktoren werden gegenüber den Kontextfaktoren wieder stärker gewichtet (z.B. Miall/Kuiken 1999; ein Überblick bei Winko 2008). Studien zur Cognitive Poetics haben dabei eine Vorreiterrolle übernommen, und nicht zufällig beziehen sie sich auf Arbeiten der kognitiven Linguistik.² Sie nutzen das Potenzial der anderen textorientierten Disziplin, um den eigenen Gegenstand zu klären und die Modellbildung zu verbessern.

Im Folgenden gehe ich ebenfalls von der prinzipiellen Nützlichkeit textlinguistischer Forschungen für literaturwissenschaftliche Fragestellungen aus.³ Ich werde am Beispiel literaturwissenschaftlicher Analyseverfahren zu belegen versuchen, dass literaturwissenschaftliche Methoden eben die Kategorien voraussetzen, die in der Textlinguistik diskutiert werden. Interpretative Aussagen über einen literarischen Text, so die grundlegende Vermutung, beruhen unter anderem auf Annahmen über die Textualität ihres Untersuchungsgegenstandes. Sie implizieren Hypothesen über seine Eigenschaft, ein Text zu sein, auch wenn sie nicht darauf zielen, ihm diese Eigenschaft zuzuschreiben. Zugleich soll gezeigt werden, dass Untersuchungen literarischer Texte Argumente für eine textsortenspezifische

2 Vgl. z.B. Stockwell 2002, S. 60; Jannidis 2004, S. 44-52; Stockwell 2007.

3 Vgl. dazu auch den Überblick bei Schiewer 2007.

Formulierung von Textualitätskonzepten liefern. Im ersten Schritt werden die Konzepte Begriffe ‚Textualität‘ bzw. ‚Text‘ und ‚Analyseverfahren‘ für die Zwecke meiner Fragestellung geklärt (2). Im Anschluss werde ich am Beispiel eines Gedichts eine ‚textnahe‘ literaturwissenschaftliche Vorgehensweise skizzieren und ihre Bezugnahmen auf Textualitätsprämissen markieren (3). Das abschließende Fazit plädiert für eine stärkere Kooperation literaturwissenschaftlicher und linguistischer Forschungen (4).

2. Begrifflichkeit: ‚Textualität‘ und ‚Textanalyse‘

In der Linguistik sind zahlreiche Textkonzepte vorgelegt worden (vgl. Fix 2008), und entsprechend wird der Begriff ‚Textualität‘ unterschiedlich bestimmt. Mit ihm wird meist die Eigenschaft eines Objekts bezeichnet, ein Text zu sein. Genauer bezieht er sich auf die Bedingungen, unter denen eine Menge von Aussagen bzw. sprachlichen Äußerungen ein Text ist oder als Text wahrgenommen wird. Die Versuche, Textualität zu bestimmen, unterscheiden sich z.B. darin, welche Merkmale sie als textkonstitutiv anführen bzw. für zentral halten,⁴ aber auch in der Frage, ob ‚Textualität‘ mit Bezug auf ein Kommunikationsmodell definiert werden solle, wie heute in der Textlinguistik verbreitet (vgl. Vater 2001, S. 14, 18ff.), oder, im Anschluss an strukturalistische Positionen, unter weitgehender Abschung von ihm (z.B. Baßler 2005, S. 71f., 85). Konsens scheint heute zu sein, dass die Bedingungen, unter denen sprachliche Äußerungen als Text gelten, historisch und situativ variabel sind und dass die Versuche, notwendige und hinreichende Bedingungen für Textualität aufzustellen, als gescheitert gelten können (vgl. Sandig 2000, 93, 101; Hausendorf 2008, S. 322f.). Für die Begriffsbildung scheint es daher plausibel, den Textbegriff als Prototypenbegriff zu bestimmen (so auch Sandig 2000; Vater 2001 u.a.).⁵ Das Prototypenkonzept hat den Vorteil, dass es flexibler und dynamischer ist als eines, das von einem Set notwendiger und hinreichender Bedingungen ausgeht, weil es eine Reihe von Merkmalen angeben kann, von denen nicht alle in jedem Fall erfüllt sein müssen, und zudem nach dem Grad ihrer Erfüllung unterscheidet – wie es dem mit historischen und situativen Kontexten variierenden Konzept ‚Text‘ entspricht (dazu Scherner 1996). Zu den prototypischen Merkmalen von Texten gehören die oft zitierten

4 Nur einige Beispiele: Nach de Beaugrande/Dressler (1981, S. 3-13) sind es bekanntlich die oft genannten sieben Textualitätskriterien, nach Vater (2001, S. 54) ist zentral nur die Kohärenz, für Sandig (2002, S. 108) ist es die Textfunktion, für Warnke die Diskursivität, verstanden als der „kommunikative Zusammenhang singulärer Texte auf der Diskursebene“ (Warnke 2002, 136f.). Jeder der Autoren hat gute Gründe auf seiner Seite – schon dies ist ein Indiz für die Angemessenheit eines Prototypenansatzes.

5 Nach Sandig wird damit eine Praxis institutionalisiert, die die herkömmlichen Versuche einer Definition des Begriffs ‚Text‘ ohnehin leitet, wenn auch „weitgehend unreflektiert“ (Sandig 2000, 93).

Textualitätskriterien, die de Beaugrande/Dressler (1981) erläutert haben, wenn auch in wechselnder Gewichtung in Bezug auf ihre Prototypikalität.⁶

Wegen ihrer prinzipiellen Kontextsensitivität scheinen mir Textbegriffe, die nicht allein sprachliche, sondern auch mentale Faktoren berücksichtigen, besonders geeignet zu sein, das komplexe Phänomen ‚Text‘ zu erfassen (vgl. Fix 2008, Kap. 3.5). Unter der leitenden Frage, was eine Menge von Aussagen zu einem Text macht, werden in diesem Fall zwei Klassen von Bedingungen angeführt, die in Wechselwirkung stehen: sprachliche Merkmale und Mechanismen der kognitiven Verarbeitung von Informationen. Nach Klein und von Stutterheim beispielsweise ist der Aufbau von Informationen in Texten zwei Typen von Beschränkungen unterworfen: Globale Beschränkungen werden von einer „Gesamtvorstellung“ vorgegeben, die ‚hinter‘ dem sprachlichen Material steht, die Auswahl und Verknüpfung sprachlicher Einheiten generiert und sich aus dem Text (und pragmatischen Informationen) erschließen lässt (Klein/von Stutterheim 1992, S. 67). Unter dieser Gesamtvorstellung verstehen sie die „kognitive Struktur“, auf der ein Text basiert, bzw. genauer die „verschiedenen Repräsentationsebenen“, aus denen ein sprachlicher Text hervorgeht und die je nach Textsorte variieren (ebd.). „Lokale Beschränkungen“ liegen z.B. in der Kohäsion, Kohärenz und thematischen Progression (ebd., S. 68), die wiederum durch die „Textfrage“ oder „*Quaestio*“ (ebd., S. 69) des Textes bestimmt werden. Das Vorhandensein einer solchen leitenden (expliziten oder impliziten) Frage, die die Information im Text organisiert und die Bedingungen für die sprachliche Umsetzung der lokalen Beschränkungen vorgibt, wird als textkonstitutiv aufgefasst.

Eine solche Auffassung vorausgesetzt, ist es plausibel, das Zuschreiben von Textualität nicht allein an sprachliche Strukturen zu binden, sondern auch an verschiedene Typen von Wissen, etwa Wissen über Textsorten- bzw. Gattungskonventionen und über Muster der Informationsorganisation. Solche unterschiedlichen *Textualitätsquellen* (dazu Hausendorf 2008, S. 325f.) gilt es im Folgenden mit zu beachten. Zudem werden anstelle starker Textualitätskriterien unverbindlichere, weil variable bzw. in ihrer Gewichtung jeweils zu bestimmende *Textualitätsmerkmale* angenommen (dazu ebd., S. 324f.). Auch wird die Rolle von Rekonstruktionen wichtiger, denn die Merkmalssets, unter denen jeweils Textualität zugeschrieben wird, sind an historisch und situativ unterschiedlichen Verwendungsfällen zu erarbeiten. Dabei kann an dem Anliegen klarer Strukturbeschreibungen in einem pragmatischen Rahmenmodell festgehalten werden.

In den Vorschlägen, Textualitätsmerkmale zu bestimmen, haben literarische Texte des Öfteren den Status von Sonderfällen, in denen bestimmte Merkmale

6 Nach Sandig zählen in erster Linie die kommunikative Textfunktion, in zweiter Linie Kohäsion, Kohärenz und Situationalität, dazu das Thema (vgl. Sandig 2000, S. 99, auch 108) zu diesen prototypischen Merkmalen. Erst in einer dritten Hinsicht kommen Merkmale zum Tragen, die in der Textualitätsforschung ebenfalls genannt werden, z.B. „Text als Fläche“, „Text als begrenzte Einheit“, „Text als Sequenz“ u.a. (ebd., S. 108).

schwächer oder auch stärker ausgeprägt sind als in anderen Texten. So ist das Merkmal der Textfunktion, verstanden als die kommunikative Funktion, die eine Menge von Äußerungen in einer Situation erfüllen soll, für nicht-literarische Texte textkonstitutiv und in hohem Maße prototypisch, in literarischen Texten dagegen nur schwach ausgeprägt. In ihnen sind, so die Annahme, andere Textualitätsmerkmale dominanter, vor allem – mit gattungsspezifischen Variationen – das Thema (vgl. dazu Sandig 2000, S. 99, 101). Zu diesen Besonderheiten literarischer Texte gibt es noch einigen Forschungsbedarf. Literaturwissenschaftliche Untersuchungen können zu diesem Zweck textlinguistische Konzepte anwenden, die gegebenenfalls festzustellenden Abweichungen systematisieren und zu einer Modifikation textlinguistischer Kategorien beitragen. Eine Möglichkeit, Textualitätsannahmen zu rekonstruieren, liegt darin, die literaturwissenschaftliche Praxis im Umgang mit literarischen Texten unter diesem Aspekt zu betrachten. Dies soll im folgenden Abschnitt geschehen.

Von den diversen literaturwissenschaftlichen Verfahren, literarische Texte zu untersuchen, werden hier Verfahren der gattungsbezogenen Textanalyse ausgewählt. Sie gelten als besonders ‚textnah‘, weil sie sich vor allem auf das gegebene sprachliche ‚Material‘ der Texte beziehen, es beschreiben und analysieren, im Unterschied zu solchen Verfahren, die – aufbauend auf Beschreibungen – weitergreifende bzw. höherstufige Interpretationshypothesen aufstellen (vgl. z.B. Jahraus 1994; Strube 1992).⁷ Der Unterschied zwischen beiden wird zum einen in Raummetaphern gefasst – Textnähe versus Textferne –, zum anderen aber auch in Begriffen des implizierten Wissens: Die voraussetzungsarme Analyse unterscheidet sich von der voraussetzungsreichen Interpretation. ‚Textnähe‘ ließe sich – in aller Vagheit – nach dem Maß argumentativer Bezugnahmen auf die Textoberfläche und dem Typ der Voraussetzungen bestimmen, auf denen die Aussagen über den untersuchten Text aufbauen, z.B. dem Typ des Kontextwissens, das explizit oder implizit einbezogen wird.

Solche ‚textnahen‘ Analyseverfahren nutzt z.B. die empirische Literaturwissenschaft, um die Texte, die als Faktor in empirischen Rezeptionsuntersuchungen fungieren, auf einer voraussetzungsarmen Ebene beschreiben zu können. Sie wendet zu diesem Zweck bekanntlich linguistische Kategorien und solche des literaturwissenschaftlichen Strukturalismus an.⁸ Auf einer minimal strukturalistischen Grundlage bauen auch jene gattungsspezifischen Analyseverfahren auf, die als elementar, besonders genau und eben textnah gelten und die z.B. in Einführungsbänden als literaturwissenschaftliches Grundlagenwissen bzw. als Standards

7 Diese Annahme eines ‚kooperativen‘ Verhältnisses von Analyse und Interpretation ist zwar verbreitet, stellt aber keinen Konsens im Fach dar; vgl. Winko 2003a.

8 Z.B. Verfahren der „propositionale[n] Beschreibung der Textbasis“, Groeben 1982, S. 40-48. In ihrem Rahmen werden Untersuchungen der Mikrostruktur von Texten (lexikalische Ebene: Liste der Wortarten; grammatische Ebene: Beziehungen zwischen Wörtern; Verteilung von Wortarten über den Text; propositionale Analyse), ihrer Makrostruktur und Superstruktur (story grammar, propositionale Textbasis) vorgenommen.

des Faches vermittelt werden: lyrikanalytische und erzähltextanalytische Instrumentarien.⁹ Eine der Aufgabe dieser gattungsspezifischen Analyseverfahren liegt darin, die Beliebigkeit der auf ihnen aufsetzenden Interpretationen zu begrenzen und deren Anspruch auf Wissenschaftlichkeit zu begründen, wie auch immer diese im einzelnen bestimmt wird. Sie reglementieren die Lektüre mit Hilfe der intersubjektiv vermittelbaren Schritte der Deskription gelesener Texte und der Strukturierung von Bedeutungszuweisungen für die einzelnen Textelemente. Erst auf der Grundlage solcher Textanalysen (Deskriptionen und Strukturbildungen) werden idealtypischerweise in einem synthetisierenden Verfahren, das zusätzliche Informationen aus unterschiedlichen Kontexten einbezieht, Interpretationen entwickelt.¹⁰

Zwar geht es in den textnahen Analyseverfahren darum, die sprachlichen und formalen Strukturen bzw. die Mechanismen der Bedeutungskonstitution herauszuarbeiten, die für den untersuchten Text spezifisch sind, und nicht um die Frage, wie Textualität hergestellt wird; dennoch beziehen sie sich auf eben die Merkmale, die als Textualitätsmerkmale in Frage kommen, und greifen zu diesem Zweck auf Wissen zurück, das schon zur Identifikation und Klassifikation von Textualität einbezogen werden muss: Verfahren der Analyse literarischer Texte bauen unter anderem auf der Ebene ‚elementarer Textualität‘ auf, indem sie, wie zu zeigen ist, Annahmen über die Kohäsion, Kohärenz und den thematischen Zusammenhalt von Texten sowie – per definitionem – Annahmen über Gattungsspezifika der Texte¹¹ implizieren und in ihren Beschreibungen keineswegs nur auf Informationen der Textoberfläche rekurren.

3. ‚Textnahe‘ Verfahren in der Praxis

Als Beispiel sei ein Gedicht Richard Dehmels herangezogen, das einen hohen Anteil narrativer Elemente aufweist, so dass im Folgenden lyrik- und erzähltextanalytische Verfahren einbezogen werden können.

9 Dramenanalytische Verfahren klammere ich aus Platzgründen aus. Beispiele für die genannten Einführungen sind Burdorf (1997) und Martínez/Scheffel (2003); vgl. auch Scheffel (2000).

10 Auch diese Annahme wird nicht von allen Literaturwissenschaftlern geteilt; vor allem grundsätzlich interpretationskritische Positionen bestimmen das Konzept der Textanalyse abweichend.

11 Die Zugehörigkeit eines Textes zu einer Textsorte kommt sowohl in einer Lesart des Intertextualitätskriteriums von de Beaugrande/Dressler in Spiel als auch über das Kriterium der Intentionalität; vgl. dazu Vater 2001, S. 48. Für literarische Texte entspricht dem Textsortenbezug der Bezug auf die Gattung.

Richard Dehmel: Drückende Luft¹²

Der Himmel dunkelte noch immer; ich fühlte tief bis in mein Zimmer der fahlen Wolken vollen Schoß. Die Esche drüben drehte schwer die hohe Krone um sich her, zwei Blätter trieben wirbelnd los.	5
Laut tickte durch die schwüle Stube, wie durch die stille Totengrube der Holzwurm ticken mag, die Uhr. Und durch die Türe hinter mir klang dünn und schüchtern ein Klavier über den Flur.	10
Der Himmel lastete wie Schiefer; ihr Spiel klang immer trauertiefer, ich sah sie wohl.	15
Dumpf rang der Wind im Eschenlaub, die Luft war grau von Glut und Staub und seufzte hohl.	
Und blasser tönnten durch die Wände die tastenden verweinten Hände, sie saß und sang; sang sich das Lied, in sich gebückt, mit dem sie mich als Braut entzückt; ich fühlte, wie ihr Atem rang.	20
Die Wolken wurden immer dumpfer, die wunden Töne immer stumpfer, wie Messer stumpf, wie Messer spitz; und aus dem alten Liebeslied klagten zwei Kinderstimmen mit – da fiel der erste Blitz.	25 30

Charakteristisch für die lyrikspezifischen Analyseverfahren ist, dass sie unter verschiedenen Aspekten Beobachtungen und Beschreibungen sammeln, die immer voraussetzungsreicher werden, dabei jedoch immer noch als ‚textnah‘ gelten. Die entsprechenden Verfahrensschritte sollen in idealtypischer Weise für das Beispielgedicht vorgeführt werden, ohne Vollständigkeit der Analyse zu beanspruchen. Dabei wird zu fragen sein, auf welche Textualitätsmerkmale sich die Beschreibungen und Klassifikationen beziehen und welche Textualitätsquellen sie nutzen.

¹² Zuerst erschienen in Bierbaums *Modernem Musenalmanach auf das Jahr 1893*; zitiert nach Dehmel 1907, S. 34f.

3.1 Graphematischer Aspekt: Gattungsspezifika

Unter graphematischem Aspekt sind zunächst die Anordnung des Textes, das Schriftbild, die Typographie etc. sowie – falls solche vorliegen – die visuellen Elemente zu untersuchen. Hier könnte in der Schriftlichkeit ein erstes Textualitätsmerkmal gesehen werden, das einen bestimmten Umgang mit dem Text erlaubt: das Wiederlesen und Nachlesen von Anfangspassagen, die vom Schluss des Textes her anders verstanden werden können. Zudem ist für den vorliegenden Text bereits auf den ersten Blick zu erkennen, dass Textsortenspezifika, hier Gattungsspezifika, zu veranschlagen sind: Lyrik als „Einzelrede in Versen“ (Lamping 2000, S. 63) oder als die literarische Gattung, zu deren notwendigen Eigenschaften die Versform gehört (vgl. Burdorf 1997, S. 20), wird schon anhand des Schriftbildes mit hoher Wahrscheinlichkeit als Text ausgewiesen.

Die frühe Gattungszuordnung hat bereits Folgen für besondere Formen der Kohäsion und Kohärenz: Für die Kohäsion kommt als Gattungsspezifikum die Versform, die gebundene Rede zum Tragen (siehe 3.2), die bestimmte sprachliche Einheiten zusammenfügt. Für die Kohärenz des Textes ist eine weitere gattungsspezifische Annahme wichtig, die für Literatur insgesamt, für Lyrik aber insbesondere gilt: Lyrische Texte werden als – im Vergleich mit Alltagssprachlicher Kommunikation – überstrukturiert und semantisch überdeterminiert aufgefasst, d.h. sie zeichnen sich durch einen besonders hohen Informationsgehalt bezogen auf die Menge der informierenden Zeichen aus. Als typische (wenn auch nicht notwendige oder hinreichende) Merkmale gelten ihre hohe sprachliche Verdichtung, ihre Ökonomie und die Konzentration formaler Elemente auf kleinem Raum. Daraus folgt, dass alle Informationen ein hohes Relevanzpotenzial erhalten und immer dann, wenn eine Information nicht dem basalen Aufbau der fiktiven Welt dient, der Verdacht nahe liegt, sie müsse eine andere wichtige Bedeutung haben. Gattungsspezifika legen mithin die Unterstellung der Relevanz jeder Information und die Möglichkeit einer ‚zweiten Bedeutungsebene‘ nahe.¹³ Bereits auf den ersten Blick werden damit neben den sprachlichen Textualitätsquellen solche spezifischen Wissens aktualisiert.

3.2 Phonetischer Aspekt: Kohäsion

Unter phonetischem Aspekt sind insbesondere rhythmische Gliederung und metrische Strukturen sowie die Verteilung von Phonemen im Text zu berücksich-

13. erinnert sei an das des Öfteren angeführte Beispiel des BASIC-Texts „Executions and Commands...“ und seine Verarbeitung unter verschiedenen institutionellen Vorgaben: Die Studierendengruppe, die die Information erhalten hatte, der Text sei einem Gedichtband entnommen, konstruierte einen Bedeutungszusammenhang ‚hinter‘ den Wörtern und schrieb dem Text Symbolwert zu; vgl. Viehoff 1988, S. 1f.

tigen, darüber hinaus Assonanzen, Alliterationen, Reimbindungen sowie Strophenformen. Über die kohäsiven Standardmittel hinaus sind im Beispieltext also die metrischen und reimtechnischen Verbindungen zwischen Textelementen von Bedeutung. Dies ist zum einen der durchgängig vierhebige, regelmäßig alternierende Jambus mit seinen schon optisch sichtbaren Ausnahmen in den zweihebigen Zeilen (Z. 12, 15, 18, 21) und in der letzten Zeile des Gedichts, die drei Hebungen aufweist. Sie sind, ebenso wie die Stellen, in denen der Sprecherrhythmus mit dem Metrum kollidiert, durch ihre Abweichung besonders hervorgehoben. Zum anderen wirkt *per definitionem* auch das regelmäßig durchgehaltene Reimschema ‚aabbcb‘ verbindend, das nur einen unreinen Reim aufweist (Z. 28/29). Die sprachlichen Mittel zur Kohäsionserzeugung sind für die weitere Analyse des Gedichts nur dann interessant, wenn ihnen – durch verschiedene Formen der Abweichung angezeigt – semantisches Potenzial zugewiesen werden kann. Indem sie aber herausgestellt werden, wird zugleich Textualität zugeschrieben.

3.3 Grammatisch-syntaktischer Aspekt: Kohäsion

Die grammatisch-syntaktische Untersuchung fragt nach den Wortarten und gegebenenfalls den besonderen Wortbildungen, zudem nach den Satzkonstruktionen, -arten und den parataktischen oder hypotaktischen Satzverknüpfungen, auch in ihrer Überlagerung mit Versgliederung und Strophenbau (Enjambement). Sie zielt auf das Textualitätsmerkmal der Kohäsion und kann im vorliegenden Gedicht wenig überraschende sprachliche Mittel wie Tempus, d.h. die Sequenzierung der Ereignisse durch Tempusverwendung (z.B. Z. 22/23), Proformen und Konnektive anführen, die die Sätze oder Satzteile verbinden. Als Konjunktion dominiert im Gedicht das additive ‚und‘ (Z. 10, 18, 19, 28).

3.4 Semantischer Aspekt: Kohäsion und Kohärenz

Unter semantischem Aspekt werden unterschiedlich voraussetzungsvolle Zuordnungen vorgenommen: Zum einen werden Bedeutungsfelder des Wortmaterials analysiert, ihre lexikalischen Bedeutungen, Konnotationen und Assoziationen. Hier ließen sich verschiedene Formen der Deixis aufzeigen, z.B. solche der sprachlichen Bezugnahme auf im Text eingeführtes Wissen, wie es in der Formulierung „durch die Wände“ (Z. 19) der Fall ist, nachdem vorher mitgeteilt wurde, dass der Sprecher in einem anderen Zimmer sitzt und dort die Klaviermusik hört. Auch Substitutionen sind hier zu untersuchen, z.B. die Synonyme „Zimmer“/„Stube“ (Z. 2/7), und die Bildlichkeit, z.B. die metaphorische Formulierung „die tastenden verweinten Hände“ (Z. 20) für das traurig klingende Klavierspiel (Z. 14). Des Weiteren kommen hier Rekurrenzen und partielle Rekurrenzen

in den Blick, so die wieder aufgenommenen Lexeme ‚Himmel‘ (Z. 1, 13), ‚Esche‘ (Z. 4, 16), ‚Wolken‘ (Z. 3, 25), ‚Töne‘/‚tönte‘ (Z. 19, 26).

Zum anderen wird unter Berücksichtigung semantischer Beziehungen der Aufbau der fiktiven Welt des Gedichts rekonstruiert. Unter diesem Aspekt spielen Kohärenzannahmen die entscheidende Rolle. Entsprechende Indikatoren lassen sich im vorliegenden Gedicht in mindestens fünffacher Hinsicht feststellen. Es finden sich (1) Elemente, die aus der ‚Logik‘ des *setting* heraus Zusammenhang stiften; so etwa die gesamte nur angerissene Topographie der erzählten Welt: der Naturraum draußen und der zweigeteilte Innenraum, der aus dem Raum des Ich und dem davon entfernten Raum der Frau besteht. Neben den räumlichen werden (2) zeitliche Zusammenhänge hergestellt. Hier werden die unter grammatisch-syntaktischem Aspekt untersuchten Mittel zusammenfasst und zu einer Chronologie der Ereignisse verbunden. Es ergibt sich die Abfolge der Wahrnehmungen und eine äußerst knappe Vorstellung von der Vorgeschichte der beiden Figuren (Z. 22f.). Ein Zusammenhang zwischen lückenhaften Textinformationen wird darüber hinaus (3) durch die Zuschreibung von Merkmalen zu einer Figur hergestellt. Im Gedicht geschieht das beispielsweise, indem die Nennung der akustischen Signale (Z. 10ff.), die der Sprecher wahrnimmt, und das Personalpronomen „ihr“ (Z. 14) in Kombination mit dem mehrdeutigen Nomen „Spiel“ zum Bild einer Klavier spielenden Frau synthetisiert werden, das in der vierten Strophe zum Bild der trauernden musizierenden Frau erweitert wird. Die rudimentären Informationen des Gedichts werden mit Bezug auf ein vorausgesetztes mentales Modell der Figur verbunden; ohne eine solche organisierende Bezugsgröße im Prozess der Informationsverarbeitung wäre nicht zu erklären, wie sich von den äußerst knappen Eigenschaftsangaben auf die Figur der Frau und die des Sprecher-Ichs schließen ließe (vgl. genauer Jannidis 2004, S. 177-195). Für die Klassifikation nicht nur des Subjekts der Erzählung, sondern auch der Erzählstimme (siehe 3.5) ist diese Zuschreibungsbeziehung entscheidend.

(4) Weitere mentale Modelle zur Informationsverarbeitung, die wir lebensweltlich, d.h. außertextuell, kennen müssen, um den Text als kohärente Einheit zu verstehen, betreffen sie geschilderten Szenarien. Die entsprechenden Schemata oder Skripts sind in diesem Text zum einen auf den Bereich der Natur bezogen. Hier ist in erster Linie das deutlich markierte Schema ‚Gewitter‘ mit seinen Verlaufsstadien zu nennen. Auch wenn die Leser erst am Ende des Gedichts wissen können, dass es sich um ein Gewitterszenario handelt, das der Text aufbaut, werden doch zahlreiche typische Bestandteile dieser Wetterlage (Z. 1: sich verdunkelnder Himmel; Z. 7: Schwüle; Z. 17: staubige Hitze) vorher bereits hinreichend deutlich benannt. Das Schema der Steigerung ist – entsprechendes Wissen vorausgesetzt – leicht erkennbar, auch wenn das identifizierende Merkmal „Blitz“ erst im letzten Vers bezeichnet wird. Zum anderen werden Schemata bzw. Skripts genutzt, die menschlichen Tätigkeiten, z.B. ‚Klavierspielen‘, und sozialen Beziehungen zuzuordnen sind. Ein Beispiel für letzteres ist das Schema ‚Heiraten‘ bzw.

‚Familie gründen‘, auf das im Text nur das Lexem ‚Braut‘ in der Analepse (Z. 23) einen Hinweis gibt. Als ein spezieller Fall dieses Schemawissens kann (5) das vorausgesetzte Wissen über emotionale Szenarien aufgefasst werden. Im Gedicht ist dies vor allem das Wissen über die Typen und den Verlauf von Trauer. Dass es angebracht ist, dieses Wissen zu aktualisieren, indizieren die sprachlichen Ausdrücke wie „trauertiefer“ (Z. 14), „die [...] verweinten Hände“ (Z. 20) oder „klagten“ (Z. 29), ebenso wie die im Text gestaltete Gestik, die gebückte Haltung der Frau (Z. 22). Dieses Wissen impliziert unter anderem, dass Trauer eine Ursache hat, dass sie unterschiedlich erlebt werden kann und dass es verschiedene Stadien der Trauer gibt (siehe 3.6).

3.5 Rhetorischer Aspekt: Kohäsion

Unter der (von der vorhergehenden nicht immer klar abgrenzbaren) rhetorischen Perspektive sind zum einen Topik, ironische, emphatische u.a. Aussageweisen sowie alle Aspekte der *elocutio* zu untersuchen. Zum anderen wird die textinterne Sprechsituation des Gedichts analysiert, auf die ich mich im Folgenden konzentriere. Um sie zu beschreiben, lassen sich, bei entsprechenden Textbefunden, erzähltextanalytische Verfahren anschließen, die ebenfalls als textnahe Verfahren gelten und zu den ersten Schritten im literaturwissenschaftlichen Umgang mit Prosatexten zählen.¹⁴ In Dehmels Gedicht ist diese Möglichkeit gegeben, da seine interne Sprechsituation klar narrativ gestaltet ist: Ein Sprecher-Ich erzählt bestimmte Ereignisse in chronologischer Reihenfolge und stellt Beziehungen zwischen zeitlich parallel verlaufenden und zeitlich entfernten Ereignissen her. Mit diesem Befund ist ein weiteres wichtiges kohärenzstiftendes Merkmal benannt: Die sprachlichen Einheiten des Gedichts werden durch die Zurechnung zu einem narrativen Muster verbunden. Dieses Muster der Textorganisation ist auf einer basaleren Ebene ‚unter‘ den Gattungsspezifika im engeren Sinne wirksam, wird also als kohärenzbildendes Vertextungsmuster gattungsübergreifend eingesetzt. Auf dieser Ebene ließe sich die *Quaestio* des vorliegenden Textes ansiedeln: Auch wenn sie nicht explizit ist und die Möglichkeiten der Ausrichtung einer solchen ‚Textfrage‘ in der Gattung Lyrik zahlreich sind, kann sie in diesem Fall doch als die einer Erzählung formuliert werden: Der Einsatz des Textes mit seiner knappen Situationsangabe, die Wiedergabe eines Ereignisses und die chronologische Anordnung der Informationen weisen darauf hin, dass der Text erzählen soll, was das Sprecher-Ich in einer bestimmten Situation verlebt hat. Diese Frage organisiert die Informationsvergabe des Gedichts.

14 Vgl. dazu Scheffels Erläuterung seines narratologischen Analyse-Verfahrens im Sinne eines „low structuralism“, das er als „Beschreibung“ oder formbezogene Rekonstruktion bezeichnet; Scheffels 2002, S. 59f. Zur Anwendbarkeit narratologischer Kategorien auf Lyriktexte vgl. z.B. Hühn/Schönert 2002.

Der Nachweis eines grundlegenden narrativen Musters legitimiert es, erzähltextanalytische Kategorien zur Beschreibung und Klassifikation des *discours* in Dehmels Gedicht heranzuziehen. Hier zeigt sich allerdings, dass die Erzählstimme keineswegs in einer neutral-klassifizierenden Operation identifiziert werden kann, sondern dass diese Klassifikation eine Entscheidung zwischen zwei Lesarten voraussetzt. So kann das Sprecher-Ich mit guten Gründen als homodiegetisch oder als autodiegetisch eingestuft werden, und beide Zuschreibungen sind das Ergebnis vorgängiger Bedeutungszuschreibungen.

Wenn der Sprecher als homodiegetisch klassifiziert wird, dann wird angenommen, dass er am Geschehen beteiligt ist und etwas erzählt, was er selbst so erlebt hat. Das ist im Gedicht der Fall. Das Sprecher-Ich schildert das Naturereignis und die es begleitende traurige Musik und verbindet beides in seiner Erinnerung. Er ist in diesem Fall als eine vermittelnde Instanz zwischen den Naturereignissen und dem Geschehen im Raum der Frau, also als eine Art Mediator zu beschreiben. Ist man dagegen der Auffassung, dass es sich um einen autodiegetischen Erzähler handelt, so heißt das, dass das Sprecher-Ich selbst im Mittelpunkt des Textes steht. In diesem Fall spricht das Ich implizit über seine eigene Stimmung, und es ist seine Trauer, die seine Darstellung beeinflusst. Diese These ließe sich mit Hinweis darauf stützen, dass etwas erzählt wird, was der Sprecher nicht sehen kann, weil er einen eingeschränkten, nur akustischen Zugang zum Raum der Frau hat (Z. 10ff., 19f.). In dieser Lesart ist er eine nur scheinbar neutrale Sprechinstanz, insofern er sich als Beobachter inszeniert, tatsächlich aber seine eigenen Emotionen in die Musik der Frau projiziert. Die Klassifikation der Stimme ist also bereits vom Verständnis der fiktiven Welt abhängig.

Noch deutlicher ist das der Fall, wenn nach dem Subjekt des Erzählens gefragt wird: ‚Wer erzählt?‘ Dass es sich um ein männliches Sprecher-Ich handelt, das in einer Ehe- oder eheähnlichen Beziehung zur Klavier spielenden Frau steht, wird nirgendwo gesagt, die Annahme wird aber nahe gelegt: zum einen durch den Hinweis auf das alte Liebeslied und die Brautzeit der Frau (Z. 23), in der sie noch auf das Ich bezogen war, zum anderen über das Thema des Gedichts. Auch hier hängen narratologische Klassifikation und die Konstruktion der fiktiven Welt eng zusammen.

3.6 Textualitätsmerkmal ‚Thema‘ und Textualitätsquellen

Bislang haben Gattungsbezug, Kohäsion und Kohärenz als Textualitätsmerkmale Eingang ins Analyseverfahren gefunden. Von dem Thema, dessen Relevanz für literarische Texte beispielsweise Sandig besonders betont, war nur unter dem semantischen Aspekt des Aufbaus der erzählten Welt und dem rhetorischen Aspekt im Zusammenhang mit der Quaestio eher *en passant* die Rede. Wenn dieses Textualitätsmerkmal hier gesondert behandelt werden soll, so deshalb, weil sich an seinem Beispiel eine – ebenfalls mit Bezug auf Gattungskonventionen begrün-

dete – Eigenart literarischer Texte exemplarisch zeigen lässt. Als Thema des Gedichts kann im ersten Versuch die Schilderung einer Gewitterstimmung benannt werden, genauer die Parallelisierung einer Gewitterstimmung mit einer Beziehung zwischen zwei Partnern. Diese Themenzuordnung kann sich auf gesicherte Befunde der semantischen Analyse beziehen und liegt gewissermaßen offen an der Oberfläche des Textes. Wendet man aber die gattungskonventionelle Regel an, dass alle Informationen im Gedicht relevant und daher nach ihrer Funktionalität zu befragen sind, dann kommt man zu einer zweiten, komplexeren und zugleich angemesseneren Formulierung des Themas. Dazu sind vier Komponenten einzu- beziehen:

- das vorausgesetzte kulturelle Wissen über emotionale Szenarien;
- die an der Textoberfläche nachweisbaren, Kohäsion stiftenden Zahlwörter „zwei“ in Z. 6 und 29;
- die fiktiven Tatsachen, dass die zwei Blätter von der Naturgewalt abgerissen werden und die beiden Kinderstimmen unmittelbar vor der Entladung des Gewitters *klagen*;
- die Todesbildlichkeit in Zeile 7-9, in der das im ruhigen Zimmer laut klingende Ticken der Uhr mit dem Geräusch des Holzwurms in der „stille[n] Totengru- be“ (Z. 8) gleichgesetzt wird.

Alles zusammen – aber auch *nur* dieses Zusammenspiel – legt den Schluss nahe, dass die Ursache für die Trauer der Frau der Tod zweier Kinder ist. An der Oberfläche des Textes ist davon nie die Rede. Dennoch geht es in dem Text offenbar genau darum: um die nicht-sprachlich artikulierte Trauer über diesen Verlust, die sich nur in Gesten und Musik sowie im Spiegel der Naturgewalt ausdrückt.¹⁵

Um zu diesem Schluss zu kommen, wird außer auf die sprachlichen Textuali- tätsquellen auf zwei Typen von Wissensvoraussetzungen rekurriert. Zu diesen Quellen zählt zum einen Wissen über literarische Konventionen, die auch Gat- tungskonventionen umfassen: Geht man von der lyrikspezifischen Annahme der Überstrukturiertheit und Funktionalisierbarkeit jeder Information aus, so scheint die These berechtigt, dass das doppelte Vorkommen der Zahl „zwei“ in dem dichten Text Indikatorenfunktion hat. Gestützt wird diese Annahme durch eine Ersetzungsprobe: Es gibt weder einen metrischen noch einen semantischen oder weltbautechnischen Zwang, gerade ‚zwei‘ Blätter oder ‚zwei‘ Kinderstimmen zu wählen. Die Gattungskonventionen legen zwar nicht zwingend fest, dass der Holzwurm-Vergleich in Z. 7-9, der die Todesbildlichkeit in dem Gedicht aufbaut, mit diesen Rekurrenzen in Zusammenhang zu bringen ist, schaffen aber eine hohe Plausibilität für einen solchen Schluss. Ein weiteres Indiz dafür liegt in der traditionellen Technik, menschliche Gefühle durch Parallelisierung oder Kontrast

15 Für diesen Schluss scheint die Schriftlichkeit des Gedichts eine Voraussetzung zu bilden: Es scheint mir fraglich, ob Hörer des mündlich vorgetragenen Textes, da sie nicht ‚zurücklesen‘ können, die Verbindung zwischen Zeile 6 und 29 herstellen können, die zum Verständnis des Themas erforderlich ist.

mit Naturphänomenen zu illustrieren, die sich in der Literatur seit der Antike findet. Hier geschieht das in der Engführung mit der niederdrückenden Atmosphäre eines Gewitters vor seiner Entladung.

Zum anderen wird kulturelles Wissen darüber einbezogen, dass der Tod eines Kindes ein hochkonsensueller Grund für besonders starke Trauer ist.¹⁶ Dieses Wissen, zusammen mit dem unter semantischem Aspekt relevanten Schemawissen über die Verlaufsform von Trauer, lässt den Schluss zu, dass im Gedicht eine Variante der Trauer gestaltet wird, die der prototypischen Konstellation entspricht, nämlich eine dumpfe, bedrückende, sich kontinuierlich steigende Trauer, die nicht-sprachlich artikuliert ist und die sich, wie die Parallele mit dem Gewitter anzeigt, am Ende ‚entladen‘ muss.

Auch wenn sich der Schluss auf das Thema des Gedichts nicht allein auf sprachlich manifeste Texteigenschaften stützt, so ist er doch noch dem Verfahren der Textanalyse zuzurechnen:¹⁷ Er bezieht die Kenntnis von Schemata und emotionalen Szenarien ein, die als Kohärenz stiftende Voraussetzungen im Prozess des Textverstehens fungieren.¹⁸ Ihre Einbeziehung ist damit keinesfalls willkürlich und sie zeigt auch keine ‚Textferne‘ an; vielmehr stellen sie Ergänzungen der sprachlichen Textualitätsquellen dar, ohne die der Text nicht verstanden werden könnte. Zur Plausibilisierung des Schlusses wird zwar das Bild von den zwei abgerissenen Blättern symbolisch ausgelegt, jedoch ist seine Konklusion voraussetzungsärmer als Interpretationshypothesen, die z.B. externe Kontexte über Dehmels Biographie oder über den Geschlechterdiskurs der Jahrhundertwende einbeziehen, denn er nutzt eine auch um 1900 gültige Gattungskonvention, die den angemessenen Umgang mit Literatur im Allgemeinen und Lyrik im Besonderen reglementiert. Sie lässt sich als Relevanzprinzip formulieren und besagt, dass in Literatur anders als z.B. in Alltagstexten nicht passend oder unnötig scheinende Informationen nicht als ‚unpassend‘ oder ‚irrelevant‘ klassifiziert werden, sondern als ‚potentiell bedeutungsanzeigend‘. Für die Frage nach der Textualität literarischer Texte heißt das, dass in diesen Texten die Kohärenzbedingungen komplexer sind, weil noch mindestens eine zweite Ebene kohärenzstiftender Merkmale zu berücksichtigen ist: die textinternen Beziehungen zwischen den sprachlichen Einheiten, die formal als potentiell bedeutungsrelevant markiert sind, und ihren symbolischen Bedeutungen.

16 Diese Konstellation wird in der Lyrik um 1900 häufiger zur literarischen Gestaltung von Trauer eingesetzt; vgl. dazu Winko 2003, S. 359f.

17 Wird als Thema des Gedichts angegeben, es ginge um die nur nicht-sprachlich artikulierbare Trauer über den Verlust zweier Kinder, die sich allein in Gesten und Musik sowie im Spiegel der Naturgewalt ausdrücken *könne*, liegt eine klar interpretative Aussage vor. Den kleinen, aber entscheidenden Unterschied macht die Generalisierung der Konklusion aus.

18 Zur stärkeren Berücksichtigung der Verstehensategorie in der Sprachwissenschaft und zur Forderung einer linguistischen Hermeneutik vgl. Hermanns 2003.

4. Fazit

Die heute wieder öfter zu hörende Forderung, dass sich die Literaturwissenschaft stärker auf die Sprache und ihre Verwendung in literarischen Texten konzentrieren sollte, halte ich für richtig und wichtig (vgl. auch Fix 2008, Kap. 6). Eben diese Forderung setzen die oben betrachteten, textnahen Analyseverfahren schon seit längerem in die Praxis um. In den linguistischen Kategorien, die sie nutzen, greifen sie aber teilweise zu kurz: Sie setzen sprachwissenschaftliche Beschreibungskategorien ein, um tendenziell alle phonetischen, lexikalischen, syntaktischen oder semantischen ‚Informationen‘ eines Textes zu sammeln, verfügen aber über keine klaren Regeln der Gewichtung. Oder sie halten eine Klassifikation narratologischer Größen für möglich, die von den Strategien der Informationsgewinnung im Text und damit dem Verstehensprozess weitgehend absieht. Hier scheint mir das Potenzial pragmatischer und kognitionsorientierter Textmodelle der Sprachwissenschaft für die literaturwissenschaftliche Textanalyse noch nicht ausgeschöpft zu sein. Gesucht sind nach wie vor Kriterien zur fundierten Auswahl von Kontextwissen und zur begründeten Entscheidung über die Relevanz vermittelter Informationen. Sie sind für die Praxis und die Theoriebildung der Literaturwissenschaft gleichermaßen nützlich.

Vor diesem Hintergrund hat meine exemplarisch-schematische Textanalyse ein doppeltes Ziel: Erstens sollte gezeigt werden, dass literaturwissenschaftliche Verfahren der gattungsspezifischen Textanalyse sich explizit oder implizit auf bestimmte Komponenten der Textualität ihrer Gegenstände beziehen. Vor allem der Rückgriff auf außersprachliche Textualitätsquellen bereits zur Beschreibung und Klassifikation literarischer Texte macht deutlich, dass die Verfahren in dieser Hinsicht voraussetzungsreicher sind, als angenommen wird. Um sowohl diese Voraussetzungen präziser analysieren als auch genauere Modelle literarischer Texte entwickeln und die Bedingungen ihrer Analyse klarer formulieren zu können, scheinen mir neuere linguistische Textualitätskonzepte besonders geeignet zu sein. Entsprechend zielen meine Ausführungen zweitens darauf, die Leistungsfähigkeit dieser Konzepte für literaturwissenschaftliche Fragestellungen und Verfahrensweisen zu skizzieren und damit für eine stärkere Berücksichtigung linguistischer Modelle in der literaturwissenschaftlichen Grundlagenforschung zu plädieren. Dass dies im Sinne einer Kooperation geschehen kann, legen einige Spezifika literarischer Texte nahe. Im Beispiel spricht etwa der Befund, dass sich Lyrik-Texten auf der Basis ihrer Gattungskonvention abweichende Kohärenzbedingungen zuschreiben lassen, für eine linguistische-literaturwissenschaftliche Zusammenarbeit. Sie setzt voraus, dass die Auffassung der Konzepte ‚Text‘ bzw. ‚Textualität‘ weit genug ist, um den spezifischen Forschungsanliegen beider Teilfächer zu nützen, aber doch auch präzise genug, um den gemeinsamen Gegenstand beider Fächer klar zu konturieren. Von literaturwissenschaftlicher Seite sind Untersuchungen historischer und gattungskonventioneller Bedingungen von

Textualität am Beispiel literarischer Texte gefordert, die zur Differenzierung der prototypischen Konzepte ‚Text‘ und ‚Textualität‘ beitragen.

5. Literatur

- Baßler, Moritz (2005): Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie. Tübingen: Francke.
- Beaugrande, Robert-Alain de, Dressler, Wolfgang Ulrich (1981): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen: Niemeyer.
- Burdorf, Dieter (1997): Einführung in die Gedichtanalyse. 2., überarb. Aufl. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Dehmel, Richard (1907): Gesammelte Werke in zehn Bänden. Bd. 3: Weib und Welt. Berlin: S. Fischer.
- Fix, Ulla (2008): Aktuelle linguistische Textbegriffe und der literarische Text. Bezüge und Abgrenzungen. In: Winko, Simone/Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard (Hg.): Grenzen der Literatur. Zum Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin, New York: de Gruyter. [im Druck]
- Groeben, Norbert (1982): Leserpsychologie: Textverständnis - Textverständlichkeit. Münster: Aschendorff.
- Hausendorf, Heiko (2008): Zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft: Textualität revisited. Mit Illustrationen aus der Welt der Urlaubsansichtskarte. In: ZGL 36/3, S. 319-342.
- Hermanns, Fritz (2003): Linguistische Hermeneutik. Überlegungen zur überfälligen Einrichtung eines in der Linguistik bisher fehlenden Teilfaches. In: Linke, Angelika, Ortner, Hanspeter, Portmann-Tselikas, Paul R. (Hg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer, S. 125-163.
- Hühn, Peter, Schönert, Jörg (2002): Zur narratologischen Analyse von Lyrik. In: Poetica 34, S. 287-305.
- Jahraus, Oliver (1994): Analyse und Interpretation. Zu Grenzen und Grenzüberschreitungen im strukturaliteraturwissenschaftlichen Theorienkonzept. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 19/2, S. 1-51.
- Jannidis, Fotis (2004): Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie. Berlin: de Gruyter.
- Klein, Wolfgang, von Stutterheim, Christiane (1992): Textstruktur und referentielle Bewegung. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 86, S. 67-92.
- Koch, Walter A. (1981): Poetizität. Skizzen zur Semiotik der Dichtung. Hildesheim: Olms.
- Kristeva, Julia (1967): Bakhtine, le mot, le dialogue et le roman. Dt. Übers.: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. In: Ihwe, Jens (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Bd. 3. Frankfurt a.M.: Athenäum 1972, S. 345-375.
- Lamping, Dieter (2000): Das lyrische Gedicht. Definitionen zu Theorie und Geschichte der Gattung. 3. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck.
- Martinez, Matias, Scheffel, Michael (2003): Einführung in die Erzähltheorie. 5. Aufl. München: Beck.
- Meutsch, Dietrich (1987): Literatur verstehen. Eine empirische Studie. Braunschweig: Vieweg.

- Miall, David S., Kuiken, Don (1999): What is literariness? Three components of literary reading. In: *Discourse Processes* 28, S. 121-138.
- Sandig, Barbara (2000): Text als prototypisches Konzept. In: Mangasser-Wahl, Martina (Hg.): *Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiele – Methodenreflexion – Perspektiven*. Tübingen: Stauffenburg, S. 97-112.
- Scheffel, Michael (2000): Das Urteil – Eine Erzählung ohne „geraden, zusammenhängenden, verfolgbaren Sinn“? In: Jahraus, Oliver/Neuhaus, Stefan (Hg.): *Kafkas „Urteil“ und die Literaturtheorie*. Stuttgart: Reclam, S. 59-77.
- Scherer, Maximilian (1996): Text. Untersuchungen zur Begriffsgeschichte. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 39, S. 103-160.
- Schiewer, Gesine Lenore (2007): Sprachwissenschaft. In: Anz, Thomas (Hg.): *Handbuch Literaturwissenschaft*. Bd. 2: Methoden und Theorien. Stuttgart, Weimar: Metzler, S. 392-402.
- Stockwell, Peter (2002): *Cognitive Poetics. An Introduction*. London: Routledge.
- Stockwell, Peter (2007): *Cognitive Poetics and Literary Theory*. In: *Journal of Literary Theory* 1, S. 135-152.
- Strube, Werner (1992): Über Kriterien der Beurteilung von Textinterpretationen. In: Danneberg, Lutz/Vollhardt, Friedrich (Hg.): *Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte*. Stuttgart: Metzler, S. 185-209.
- Vater, Heinz (2001): *Einführung in die Textlinguistik. Struktur und Verstehen von Texten*. München: Fink.
- Viehoff, Reinhold (1988): Literarisches Verstehen. Neuere Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 13, S. 1-39.
- Warnke, Ingo (2002): Adieu Text – bienvenue Diskurs? Über Sinn und Zweck einer post-strukturalistischen Entgrenzung des Textbegriffs. In: Fix, Ulla/Adamzik, Kirsten/Antos, Gerd/Klemm, Michael (Hg.): *Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage*. Frankfurt a.M.: Lang, S. 125-141.
- Winko, Simone (2003): *Kodierte Gefühle. Zu einer Poetik der Emotionen in lyrischen und poetologischen Texten um 1900*. Berlin: Erich Schmidt.
- Winko, Simone (2003a): *Textanalyse*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Gemeinsam mit Georg Braungart, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller, Friedrich Vollhardt und Klaus Weimar hg. v. Harald Fricke. Bd. 3. Berlin, New York: de Gruyter, S. 597-601.
- Winko, Simone (2008): Auf der Suche nach der Weltformel. In: Winko, Simone/Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard (Hg.): *Grenzen der Literatur. Zum Begriff und Phänomen des Literarischen*. Berlin, New York: de Gruyter. [im Druck]

Adresse der Verfasserin:

Prof. Dr. Simone Winko, Seminar für deutsche Philologie, Georg-August-Universität Göttingen, Käte-Hamburger-Weg 3, D-37073 Göttingen.

E-Mail: simone.winko@phil.uni-goettingen.de